

Viele von Ihnen werden sich bei der einen oder anderen Entscheidung fragen, wie diese eigentlich zustande kam. Warum erhält dieses Vorhaben Förderung, wird jene Person auf einen Posten gehievt? Warum zum Beispiel – rein theoretisch! – wird ein irritierend inkompetenter, selbtherrlicher und destruktiver Windbeutel mit fragwürdigen Geschäftspraktiken ausgerechnet mit Kulturpolitik betraut, und jemand anders nicht, womöglich einer, der sich leidenschaftlich und mit hoher Reflexionsfähigkeit für Kulturarbeit einsetzt und der vor allem das Wichtigste daran versteht, nämlich dass Kulturarbeit – Arbeit ist? Ein Mysterium.

Im Gegensatz dazu sind die Entscheidungsprozesse bei uns, dem KAIROS-Preiskuratorium, sehr klar und gar nicht mysteriös. Wir haben – nun schon zum vierten Male – das Gespräch zunächst mit sehr offenem, weit schweifendem Blick begonnen, näherten uns gewissermaßen von außen einer möglichen Mitte, einem Terrain gemeinsamen Interesses. Was beschäftigt dich, fragten wir einander, worüber denkst du nach, was macht neugierig, was irritiert? Dieses Mal stellten wir fest, dass uns allen ein Blick in die Zukunft wichtig erschien. Wir wollten den Fokus auf Erzählweisen richten, die aus einer genauen Reflexion der Gegenwart etwas Erhellendes, vielleicht gar Lichtes über die Zukunft sagen könnten. Wir haben das für unsere Suche so formuliert, dass wir Autoren suchten, die „neue Möglichkeitsräume erschließen“ – und wir haben ein anderes Wort nicht benutzt: Hoffnung.

O je, Hoffnung! Haben wir Menschen noch das Recht, zu hoffen? Die wir gerade die Schöpfung zerstören? „Ich will nicht, dass ihr Hoffnung habt. Ich will, dass ihr in Panik geratet.“ beschrieb in Davos eine apokalyptische Mahnerin ihren heiligen Zorn – und der distinguierte Ahnherr aller Tierliebe, David Attenborough, äußerte: „Wir sind eine Plage für die Erde.“ – Noch weiter zugespitzt sagt es Les Knight vom Voluntary Human Extinction Movement – der Bewegung für das freiwillige Aussterben der Menschheit –, wenn er sagt, Zitat, „die Menschheit hat sich als gieriger, skrupelloser Parasit auf der einst gesunden Oberfläche dieses Planeten erwiesen. (...) Es ist notwendig, dass wir alle verschwinden. (...) Mögen wir lange leben und dann aussterben.“ Zitatende.

Manchem mögen solche Gedanken deprimierend erscheinen, als eine Art Selbsthass, aber ähnliche Varianten einer Posthumanen Vorstellungswelt sind durchaus präsent. Ein solches Narrativ ist mir kürzlich in Form einer Videoinstallation aufgefallen, aber in abgewandelter Form habe ich es in den letzten Jahren durchaus häufiger gesehen. Es geht so:

Ein Mensch – groß, erwachsen, ohne Gesicht und ohne jegliche Individualität – sinkt langsam darnieder. Er legt sich auf die Erde, auf einen moosigen Waldboden, auf Gras oder Lehm – und löst sich auf. Sein Körper zersetzt sich sachte in seine Bestandteile, wird durchsichtig, verwandelt sich, und an seiner Stelle wachsen Pilze und Pflanzen, das Bild wird grün und immer grüner. Es bleiben Frieden, Ruhe, Ewigkeit. Das Bild einer harmonischen Natur wird beschworen, die nun ungestört weiterleben kann. Die Erzählung wird mit suggestiven Mitteln geformt: der menschliche Körper stirbt ohne

Schmerz oder Widerstand, und die Verwesung ist romantisch, hübsch anzusehen geradezu, begleitet von milden elektronischen Klängen und einem betörenden Licht, einer Aura.

Ja, eine Endzeitstimmung scheint sich über unterschiedliche Regionen und Kulturen hinweg zu verbreiten, die Vorstellung, dass sich alles auflöst: die Vielfalt der Arten, die Ökosysteme, unsere Vertrautheiten mit der Umwelt – sowie ein gemeinsames Verständnis davon, wie wir mit der Welt um uns herum und auch miteinander leben wollen. Wir als menschliche Spezies, wir lösen uns also auf.

Aber nicht gleich hier und heute im Deutschen Schauspielhaus in Hamburg, und ganz bestimmt nicht, wenn es nach Martin MacInnes geht. Dieser wunderbare Autor unterscheidet sich von alarmistischen Stimmen, und er entzieht sich mit seiner Kunst nicht zuletzt den übermächtigen Mechaniken der digitalen Welt.

Wissenschaftliche Studien der letzten Jahre beschäftigen sich ja mit dem suchthaften social media-Konsum – wie dem berüchtigten doom-scrolling – und den zugrundeliegenden neurophysiologischen Prozessen. Wer hat sich noch nie dabei ertappt, abends viel zu lange am Smartphone zu kleben und schlimme Nachrichten zu lesen? – auch wenn man danach schlechtere Laune hat als vorher. Dieses Hineingleiten in die finstersten Erzählungen, vor allem in Form von Videos, dieses immer weiter zum Nächsten wischen, zur nächsten Katastrophe, zum nächsten Verderben, doom-scrolling. Wir mögen dabei denken: „Wie schlimm, das zu sehen!“, „Wie schmerzlich!“ „Kaum auszuhalten, was in der Welt passiert!“ – aber unser Körper, die Biochemie in unserem Nervensystem vermittelt etwas ganz anderes, denn dieses schüttet mit jedem neuen Video Dopamin aus, den Neurotransmitter, der uns sagt: „Das fühlt sich überraschend an, wunderschön! Mehr davon!“.

Diese Macht der Algorithmen von TikTok und Instagram, unsere Gehirne zu dysfunktionalen Proteinklumpen zu verkleben, bringt das Denken zum Stillstand. Diese dumpfe Sucht ohne Rausch und ohne Freude breitet sich aus und nistet sich in unserer Kultur ein, und leider sind auch Künstler nicht davor gefeit. Wie schön wäre es, zu denken, dass Künstler besonders feine Antennen haben, mehr können oder sogar mehr verstehen als andere. Aber ich bin mir da nicht so sicher. Von manchen Künstlern sind recht laute, schrille Stimmen zu vernehmen, besserwisserisch, aggressiv, keinen Widerspruch duldend. Das jeweilige Anliegen, wie berechtigt es auch sein mag, tritt unweigerlich dahinter zurück.

Martin MacInnes unterscheidet sich von den lauten Stimmen. Den vordergründigen, gefälligen, flachen Erzählern, von solchen, die auf Effekt abzielen. Von denjenigen Künstlern, die ihr Publikum mit mehr oder minder versteckt manipulierenden Mitteln in ein Mitgefühl oder eine Empörung hineindrücken wollen. MacInnes beobachtet seine Figuren mit demselben echten Interesse und derselben Offenheit, die dann auch wir beim Lesen erleben dürfen. So lassen wir uns auch von Komplexem bannen, folgen

dem eleganten Erzählfluss hellwach und voll Genuss. Ich finde beim Lesen des Romans „In Ascension“ auffallend, dass mir nicht ständig Bilder davon geliefert werden, wie jemand aussieht, welche Gesten eine Person macht oder welchen Gesichtsausdruck sie hat. Und gerade dadurch werden die Figuren lebendig, berühren uns, wir wollen wissen, was sie tun und was mit ihnen geschieht. In meiner eigenen Imagination als Leser lässt MacInnes diese Realität entstehen. Um so stärker wirken die Bilder und Szenen, um so direkter fühle ich mich mit dem Geschehen verbunden.

Auch bei MacInnes gibt es einen Schmerz, wenn Dinge zu Ende gehen. Auch er betrachtet Gewalt, Altern, Einsamkeit als die Wirklichkeit, die wir Menschen kennen. Aber er stößt uns als Leser nicht in sie hinein, sondern nimmt uns an die Hand. Wir dürfen uns ihm anvertrauen und folgen ihm gerührt, mit Staunen und Begeisterung. Auf diesem Planeten sind wir noch nicht erledigt. Solange wir Bücher von Martin MacInnes lesen, sind wir nicht erledigt.

Ich möchte mich an dieser Stelle von Herzen bei der Alfred Toepfer Stiftung bedanken – bei Marlehn Thieme und dem gesamten Stiftungsrat, bei Ansgar Wimmer, Uta Gielke, Marina Meyer und dem gesamten Team...

– nicht zuletzt aber bei meinen Co-Kuratoriumsmitgliedern, mit denen es eine besondere Freude und auch eine Ehre ist, nun schon zum vierten Mal den Preisträger dieser ganz besonderen Auszeichnung zu benennen. Ein besonderes Hallo an Jens Balzer, der im letzten Jahr zu uns gestoßen ist – und der ja – nicht zu vergessen – die Nominierung von Holly Herndon und Mat Dryhurst verantwortete.

Für diesen Jahrgang geht mein besonderer Dank an Anna Luhn, die Martin MacInnes für den KAIROS-Preis nominiert und uns darüber hinaus mit ihrer Darstellung wichtiger Entwicklungen in der Literatur enorm den Horizont geweitet hat. Dein profundes Wissen, Anna, Dein kluges und genaues Urteil, aber nicht zuletzt auch Dein Gespür für Bewegungen, Veränderungen, zarte Lüftchen, die sich gerade regen, machen Dich zu einer bereichernden, beglückenden Gesprächspartnerin, und ich kann für das gesamte Kuratorium sprechen, wenn ich sage: es war ein Privileg und ein Genuss, Dich für den diesjährigen KAIROS-Preis an unserer Seite zu wissen.

In den vergangenen Wochen sind mit Jürgen Habermas und Alexander Kluge gleich zwei einflussreiche Denker gestorben, Lichtgestalten geradezu, die sich beide auf sehr eigene Weise auf Kant berufen und die Aufklärung in unsere Gegenwart getragen haben, ihr Prinzip des Fragens und Zweifelns. Und auch hier in Hamburg gab es eine große Verfechterin von Aufklärung: die leuchtend kluge Kulturpolitikerin Barbara Kisseler. Sie betrachtete Aufklärung nicht einfach als historisch vererbte Denktradition, sondern als Methode und Schule der Kritik, die es jeden Tag, im Kleinen wie im Großen, ins Praktische zu übersetzen galt, gewitzt, beharrlich, mit strategischer Intelligenz und einem unbeirrbar klaren Blick. Schon jetzt vermissen wir diese großen Köpfe, diese entschlossenen Streiter für Reflexion und Erkenntnis; aber

ihr Denken und ihre Methodiken leben ja fort, und sie haben schon vor Jahren eine neue Generation kluger Köpfe in die Welt entlassen – wie Hamburgs weit über die Stadtgrenzen hinaus angesehenen Kultursenator Carsten Brosda.

Barbara Kisseler passte (wie auch ihr Nachfolger heute) gut ins frei atmende, aufklärerisch gesonnene Hamburg, und so passt auch du, lieber Martin MacInnes, genau hier hin, in diese Stadt und zum KAIROS-Preis 2026 der Alfred Toepfer Stiftung, und ich gratuliere dir im Namen des gesamten Kuratoriums – Jens Balzer, Zandile Darko, Anja Fix, Lisa Kosok, Heike Catherina Mertens und Martin Zierold – von ganzem Herzen. Congratulations!

Freo Majer, 29. März 2026
freomajer@posteo.de